

Michael Domsgen

**Evangelium kommunizieren  
in einer mehrheitlich konfessionslosen Gesellschaft  
Sechseinhalb Thesen in kirchentheoretischer Absicht<sup>1</sup>**

Die heute hier zu bedenkende Thematik hat es in sich. Das mag beim ersten Hören des Vortragstitels überraschen. Die gewählte Formulierung fällt schließlich recht handzahn aus. An die Formel von der Kommunikation des Evangeliums haben wir uns schon lange gewöhnt. Und dass die Gesellschaft, in der wir agieren, nicht gerade vor agiler Kirchlichkeit strotzt, dürfte inzwischen auch keinen mehr erschrecken. Dass aber bei alledem erst im Untertitel von der Kirche die Rede ist, kann als erstes irritierendes Signal gewertet werden. Denn *„dass Kirche die Kommunikation des Evangeliums angemessen fördert, ist keineswegs ausgemacht. Es gibt keine Garantie, dass das, was gestern dafür hilfreich und förderlich war, es auch heute ist oder sogar morgen sein wird.“* Aus diesem Grund sind immer wieder reflektierende Unterbrechungen nötig, bei denen man sich einerseits grundlegender Linien vergewissert und andererseits gegenwärtige Entwicklungen in ihren Ausformungen in den Blick nimmt. Ich selbst versuche das heute in sechseinhalb Thesen, die ich Ihnen vorstellen und anschließend etwas näher erläutern möchte.

*1. Der Kontext kirchlicher Arbeit ist immer auch theologisch zu deuten. Zu fragen ist dabei nicht zuerst, wie kirchlicherseits Entwicklungen gestoppt werden können, die als problematisch wahrgenommen werden, sondern vielmehr umgekehrt, worin die aufzeigbaren Entwicklungen kirchliches Handeln stoppen. Positiv gewendet: Es ist danach zu suchen, was Kirche an diesen Entwicklungen zu lernen hat.*

In einer Pressemeldung der ARD zur Eröffnung der letzten EKD-Synode in Bonn heißt es, der EKD-Ratsvorsitzende fordere eine stärkere Öffnung der Kirche für junge Menschen, um „den ‚alarmierenden‘ Traditionsabbruch zu stoppen.“<sup>2</sup> Auch wenn das nicht so ganz stimmt, insofern der Ratsvorsitzende zwar von „alarmierenden Befunde(n) über den Traditionsabbruch“ als „eine der zentralen Herausforderungen für die Kirche der Zukunft“<sup>3</sup> „aber dann doch nicht vom Stoppen derselben spricht, ist doch interessant, in welcher Richtung die Äußerungen wahrgenommen werden. Ich halte das für durchaus symptomatisch für kirchliche Stellungnahmen seit der Reformoffensive „Wachsen gegen den Trend“. Sehr schnell geht es um mögliche Handlungsorientierungen. Man will wissen, wie man damit umzugehen habe. Aber die Suche nach möglichst effektiven Lösungen führt eben auch zu einer Steigerung der Dramatik, die uns in vielerlei Hinsicht blind macht. So verständlich beispielsweise die für uns in Mitteldeutschland so drängende Frage sein mag: „Wie können wir den Mitgliederschwund stoppen?“, so schwierig ist sie auch. Sie suggeriert nämlich, dass wir vom Grundsatz her schon auf dem richtigen Wege sind und unser Instrumentarium nur ein wenig zu erweitern oder neu auszurichten hätten. Das halte ich für falsch und geradezu gefährlich. Denn – um es etwas plakativ zu sagen – Kirche und Kontext passen momentan nicht recht zueinander. Besonders deutlich

<sup>1</sup> Vortrag vor der Landessynode der EKM am 22.11.17 in Erfurt.

<sup>2</sup> <http://www.tagesschau.de/inland/ekd-127.html> (zuletzt abgerufen am 16.11.17)

<sup>3</sup> [https://www.ekd.de/ekd\\_de/ds\\_doc/s17-02-a-Muendlicher-Ratsbericht.pdf](https://www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/s17-02-a-Muendlicher-Ratsbericht.pdf) (zuletzt abgerufen am 16.11.17)

kommt das im Kontext mehrheitlicher Konfessionslosigkeit zum Ausdruck. Allerdings ist es nicht darauf beschränkt. Die Kirchen stehen mehr oder weniger hilflos einer Kultur gegenüber, die sich von ihnen entfernt. Zum großen Teil liegt das daran, dass Kirche mit Begriffen, Vorstellungen und Strukturen operiert, die in anderen Kontexten entstanden sind und dort auch ihre Kraft gut entfalten konnten. Heute aber erweisen sie sich als unzureichend, weil genau jene Kontexte, auf die sie sich beziehen, nicht mehr vorhanden sind. Ulrich Beck spricht hier von Zombi-Kategorien und meint damit „lebend-tote Kategorien, die in unseren Köpfen herumspuken, und unser Sehen auf Realitäten einstellen, die immer mehr verschwinden“<sup>4</sup>. So operieren wir hier – auch in der EKM – mit Strukturen, die aus der Zeit des Wiener Kongresses stammen. Auch die Kriterien zur Kirchenmitgliedschaft mit der Konzentration auf die Taufe oder unsere Vorstellungen von Gemeinde im Sinne der Parochie stammen zu wesentlichen Teilen aus dieser Zeit. Um es etwas zugespitzt zu sagen: Natürlich können wir versuchen, die Verhältnisse der damaligen Zeit wiederherzustellen, damit das Profil unserer kirchlichen Arbeit wieder passt. Das allerdings wäre nicht nur aussichtslos, sondern ist auch theologisch in hohem Maße fragwürdig. Denn das Evangelium gibt es nicht an sich, sondern immer nur in kontextualisierter Form. Insofern darf nicht eine falsche Grenze zwischen „Innen“ und „Außen“ im Sinne einer Entgegensetzung eingezogen werden. Beides gehört vielmehr zusammen. So wie Jesus sich in unterschiedlicher Weise und mit einem je eigenen Fokus Menschen zuwendet, gewinnt Evangelium durch die Zeiten hinweg eine je eigene Gestalt, wobei Lebenswelt und göttliche Zuwendung unterschiedlich ins Verhältnis gesetzt werden.<sup>5</sup> Das ist geradezu unerlässlich. Im Begriff der Kontextualisierung von Evangelium kommt genau das zur Geltung.

„Die Geschichte der Christenheit ist eine Geschichte von Kontextualisierungen, jeweils regional abgewandelt.“<sup>6</sup> Angesichts gegenwärtiger Problemlagen, wie sie in einer zunehmenden Entkirchlichung ihren Kulminationspunkt finden, drängt sich die Frage auf, ob Kirche einer Kontextualisierungsgestalt anhängt, die sich schlicht überholt hat. Aber selbst, wenn man nicht ganz so weit gehen wollte, bleibt die Frage, ob im herkömmlichen Profil die Menschen erreicht werden, „denen das Evangelium hilfreich wäre, wenn sie es zur erfassen könnten.“<sup>7</sup> Unter dieser Voraussetzung frage ich jetzt also nicht: „Wie stoppen wir den Mitgliederschwund?“, sondern „Worin stoppt der Mitgliederschwund uns?“ oder anders formuliert: „Inwiefern erzwingt er Veränderungen der in den Kirchen zu findenden Grundstruktur bzw. der dort vorherrschenden Binnenlogik?“ Dabei will ich zunächst in Ansätzen auf den Kontext mehrheitlicher Konfessionslosigkeit schauen und danach fragen, was uns darin an Impulsen entgegentritt. Der Kontext mehrheitlicher Konfessionslosigkeit markiert nämlich keineswegs nur eine Missionsaufgabe, sondern ist vielmehr als ein Gegenüber zu beschreiben, das der Kirche etwas geben kann.

*2. Das Spektrum an Positionen im weltanschaulich religiösen Feld unter Konfessionslosen ist breit und kann nicht einfach auf einen Nenner gebracht werden. Am ehesten wird man vielleicht als verbindendes Moment festhalten können, dass sich mit diesem Begriff schwerpunktmäßig eine Distanzierung gegenüber religiösen Profilierungen beschreiben lässt, die auf eine Vereindeutigung religiöser Positionierung dringen, wobei dieses Drängen ganz unterschiedlich gestaltet sein kann. Darin liegt ein wichtiger Impuls kirchlicher Selbstvergewisserung. Denn die*

---

<sup>4</sup> Ulrich Beck, Johannes Willms, Freiheit oder Kapitalismus, Frankfurt 2000, 16.

<sup>5</sup> Dabei sind Inkulturation und Kontraktualisation gleichermaßen zu beachten. Die Begegnung von Gott und Mensch passt sich nicht nur an bestehende Verhältnisse an, sondern stellt sie auch radikal in Frage.

<sup>6</sup> Hans-Martin Barth, Konfessionslos glücklich. Auf dem Weg zu einem religionstranszendenten Christsein, Gütersloh 2013, 208.

<sup>7</sup> Ebd.

*Tendenz zur religiösen Vereindeutigung war lange Zeit obrigkeitlich motiviert. Sie ist heute neu zu bestimmen.*

Dass die Meinung der Mehrheit eine wichtige Rolle für die Prägung des Gesamtklimas einer Gesellschaft spielt, ist unmittelbar einsichtig. Religionssoziologen sprechen für Ostdeutschland mit Blick auf religiöse Prägungen von einer „Kultur der Konfessionslosigkeit“<sup>8</sup>. Allerdings ist auch das nur ein Leitbegriff in Ermangelung eines besseren, denn das Spektrum weltanschaulicher und religiöser Positionen unter Konfessionslosen kann nicht einfach auf einen Nenner gebracht werden.<sup>9</sup> Zu meinen Konfessionslose seien alle Atheisten ist ebenso falsch wie die Unterstellung, bei ihnen würde sich um eine Art verstecktes Christentum handeln. Was sie am ehesten eint, ist eine Zurückhaltung gegenüber normativen Positionierungen in Sachen Religion. Alles Drängen auf eine Vereindeutigung religiöser Positionierung wird zurückgewiesen, wobei das ganz unterschiedlich motiviert ist. In Mitteldeutschland liegt es bei der Mehrheit darin begründet, dass man Religion einfach keine persönliche Bedeutung beimisst, ihr gegenüber also weitgehend gleichgültig ist. Zu spüren bekommen das nicht nur Gemeinschaften, die ein bestimmtes Bekenntnis einfordern, sondern auch die sog. Großkirchen, die in ihrem Kirchenmitgliedschaftsrecht einem „binäre(n) Code“<sup>10</sup> folgen. Entweder man gehört dazu oder eben nicht.

Man kann diese Entwicklung beklagen, aber das nützt nichts. Zudem vergibt man sich damit eine Chance zum Weiterdenken. Denn, wenn man sich davon anfragen lässt, was die Tendenz zur Vereindeutigung und abschließenden Beurteilung strittiger Fragen hervorgebracht und bis in die heutige Zeit transportiert hat, zeigen sich weiterführende Linien.

Ihren wesentlichen Niederschlag finden die Bemühungen um Vereindeutigung in den Bekenntnistexten, mit denen orthodoxe (also rechtgläubige) von häretischen (also vom rechten Glauben abweichende) Positionen unterschieden wurden. Neben dem Bedürfnis nach Gewissheit, auf dem richtigen Weg zu sein, spielen hier obrigkeitliche Vorgaben eine wesentliche Rolle. Denn längere, fest fixierte Bekenntnistexte sind vor dem 4. Jahrhundert „nicht nachweisbar“<sup>11</sup>. Die konstantinische Wende mit der Anerkennung des Christentums führte zu einer „polit(isch)-rechtliche(n) Fixierung von Bekenntnistexten“<sup>12</sup>. Sie werden nun „mit reichsrechtlicher Normativität“<sup>13</sup> eingetragen. Dadurch verringert sich der Spielraum in der Auseinandersetzung mit dem Vorgegebenen. Letztlich wird eine zustimmende Aneignung erwartet. Christsein bedeutet seitdem, sich in die vorgegebene Ordnung einzufügen.

Das ist eine problematische Entwicklung, weil sie das Christsein mit dem Machtaspekt verbindet. Vor diesem Hintergrund zeugt die Zurückhaltung Konfessionsloser vor Vereindeutigungen in Sachen Religion von einer durchaus als gesund zu bezeichnenden Skepsis verpflichtenden Regelungen gegenüber. Aber wichtig für die gegenwärtige Situation ist dabei auch, dass die altkirchlichen Bekenntnisse „nicht missionarisch nach außen gerichtet“ waren, sondern als „Zeugnis christl(icher) Vergewisserung und Übereinstimmung“<sup>14</sup> fungierten.

---

<sup>8</sup> Olaf Müller, Gert Pickel, Detlef Pollack, Kirchlichkeit und Religiosität in Ostdeutschland: Muster, Trends, Bestimmungsgründe, n: Michael Domsgen (Hg.), Konfessionslos – eine religionspädagogische Herausforderung. Studien am Beispiel Ostdeutschlands, Leipzig 2005, 23-64, 29.

<sup>9</sup> Vgl. genauer dazu: Michael Domsgen, Konfessionslosigkeit. Annäherungen über einen Leitbegriff in Ermangelung eines besseren, in: ders., Dirk Evers (Hg.) Herausforderung Konfessionslosigkeit. Theologie im säkularen Kontext, Leipzig 2014, 11-27.

<sup>10</sup> Christian Grethlein, Evangelisches Kirchenrecht. Eine Einführung, Leipzig 2015, 212.

<sup>11</sup> Reinhard Staats, Bekenntnis, III. Kirchengeschichtlich, 1. Alte Kirche, in: RGG<sup>4</sup> 1(1998), 1249-1251, 1250.

<sup>12</sup> A.a.O., 1251.

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> Ebd.

Verwechselt man das, kommt schnell der Machtaspekt zum Tragen, der in diesem Zusammenhang lange prägend war, aber da eigentlich nicht hingehört. Die Bekenntnissprache kann nicht in der Kommunikation mit Konfessionslosen zur Anwendung kommen, denn die Sprache der Selbstvergewisserung eignet sich nicht in der Kommunikation nach außen. Insofern stellt sich für Kirche heute eine doppelte Aufgabe. Glaubende sind darin zu unterstützen, überkommene Bekenntnisse zu verstehen und von dort her ihr eigenes Bekenntnis zu formulieren. Eine am Bekenntnis orientierte Kirche ist nicht „als Gemeinschaft von Bekenntnisgebundenen“ zu verstehen, sondern vielmehr „als Forum der zu eigenem Bekennen *Befähigten*“, „als Such-, Lebens- und Aktionsgemeinschaft.“<sup>15</sup> Auf diese Weise wird das eigene Bekennen zu einem niemals gänzlich abgeschlossenen Projekt, das offen ist für unterschiedliche Schwerpunktsetzungen und immer wieder neu um Verständigung und Vergewisserung ringt. Von dort her ergibt sich auch eine „gewisse Solidarität“ mit Konfessionslosen, „sofern diese auf ihre Weise nach einer – wenn auch nur vordergründigen Orientierung unterwegs sein werden.“<sup>16</sup> Man könnte zugespitzt sagen: Konfessionslose erinnern Konfessionszugehörige an die Frage, wozu sie sich denn bekennen, und zwar nicht im Sinne einer vordergründigen rationalen Zustimmung, sondern eines „ganzheitlichen ... Vollzuges“<sup>17</sup>. Der jedoch ist nie abgeschlossen, sondern immer wieder neu auszurichten und zu bestimmen.

*3. Konfessionslose in Mitteldeutschland sehen sich oft in einer Distanz allen explizit religiösen Formen der Lebensdeutung und -gestaltung gegenüber. Das stellt die Frage in den Raum, wie Evangelium so kommuniziert werden kann, dass es Menschen erreicht, die nicht entsprechend sozialisiert worden sind.*

Es ist nicht leicht, die Herausforderungen mehrheitlicher Konfessionslosigkeit angemessen zu beschreiben, ohne zugleich in holzschnittartige Muster abzurutschen, die in der Gefahr stehen, die Dinge unzulässig zu vereinfachen und damit nicht mehr angemessen zu beschreiben. Gleichwohl wird man mehrheitlich davon ausgehen können, dass (selbst bei großem Wohlwollen) oft ein als unüberbrückbar empfundener Graben gegenüber explizit religiösen Formen der Lebensdeutung und -gestaltung bei nicht religiös sozialisierten Mitmenschen zu beobachten ist. Im Gespräch fällt dabei oft die Formulierung „Ich bin nicht so erzogen worden“. Damit wird eine Hürde markiert, die kaum zu überbrücken scheint, selbst dann, wenn Interesse, ja sogar Wohlwollen religiösen Fragen und Praxen gegenüber konstatiert werden kann. Zwar nimmt eine Mehrheit der Ostdeutschen das Christentum als kulturellen Ordnungsfaktor zustimmend zur Kenntnis. Allerdings bezieht sich diese Zustimmung weitgehend auf die ordnende Funktion christlicher Religion, nicht auf deren „explizit religiöse Fassung“<sup>18</sup>. Trotz aller zu beobachtender Offenheit hinsichtlich einer intellektuellen Auseinandersetzung mit Religion<sup>19</sup> zeigt sich eine tief verinnerlichte Norm, nämlich diejenige, dass Religion nicht für die eigene Lebensführung von Bedeutung ist. Dies wird intergenerationell als grundlegende Orientierung weitergegeben<sup>20</sup> und hat Auswirkungen in

---

<sup>15</sup> Barth, Konfessionslos, 180.

<sup>16</sup> Ebd.

<sup>17</sup> A.a.O., 179.

<sup>18</sup> Kirchenamt der EKD (Hg.), Kirche Horizont und Lebensrahmen. Weltsichten, Kirchenbindung, Lebensstile, Vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Hannover, 2003, 51.

<sup>19</sup> Vgl. M. Wohlrab-Sahar, Das stabile Drittel jenseits der Religiosität. Religionslosigkeit in Deutschland, in: Bertelmann Stiftung, Religionsmonitor 2008, Gütersloh 2007, 98.

<sup>20</sup> Vgl. Monika Wohlrab-Sahar auf der Grundlage ihrer intergenerationellen Studie: „Wo drei Viertel der Bevölkerung keiner religiösen Gemeinschaft angehören, setzt sich die Distanz zu Religion und Kirchen oft selbstverständlich fort, so wie auch religiöse Bekenntnisse meist in Familien tradiert werden.“ Dies., Forcierte Säkularität oder Logiken der Aneignung repressiver Säkularisierung, in:

unterschiedliche Bereiche hinein. Im Religionsunterricht beispielsweise erzählte eine Schülerin der 6. Klasse in der Sekundarschule Halle-Süd: „Mein Papa hat gesagt: Dann mach halt Religion, aber nicht, dass de dann nach Hause kommst und sachst, du glaubst an Gott.“

Anders formuliert: Solange das Christentum kulturell oder diakonisch gewandet daherkommt, kann man sich ihm durchaus zuwenden. In seiner explizit religiösen Fassung jedoch stößt es auf emotionale Widerstände, die rational nicht einzufangen sind, weil sie zum größten Teil als doppelt „forcierte Säkularität“ zu verstehen sind, also sowohl durch (damalige) staatliche Vorgaben erzwungen als auch mit „innerer Plausibilität“ versehen und somit von ihrem „Durchsetzungskontext abgelöst“<sup>21</sup>.

Davon ist auch und gerade die für die Kommunikation des Evangeliums so grundlegende Rede von Gott betroffen. Verschiedene Möglichkeiten des Umgangs damit tun sich auf, die miteinander verwoben sind. Zum einen kann man im Rückbezug auf den gemeinsamen existenziellen Grund versuchen, die unterschiedlichen Perspektiven im Umgang mit den Grundfragen des Lebens zur Geltung zu bringen.<sup>22</sup> Das ermöglicht eine gleichberechtigte Kommunikation, ist aber durchaus anspruchsvoll, weil es auf beiden Seiten eine hohe Sprach- bzw. Ausdrucksfähigkeit voraussetzt. Zum anderen könnte man versuchen, Christsein in nichtdogmatischer Sprache zu beschreiben. Also, was meinen wir, wenn wir von Jesus als dem Sohn Gottes sprechen oder wenn wir sagen, Jesus ist für unsere Sünden gestorben?<sup>23</sup> Wir werden merken, dass das nicht leicht und manchmal auch ernüchternd ist („Mehr ist es also nicht?“<sup>24</sup>). Uns wird dabei schnell die Unzulänglichkeit dessen bewusst werden. Gott lässt sich mit unseren Vorstellungen und Bildern, mit unserer Sprache und unseren Gedanken nicht adäquat beschreiben. Das gilt letztlich für beides, für die traditionsgesättigte, religiöse und die profane, ganz auf religiöse Ausdrücke verzichtende Sprache. Wer mit Konfessionslosen über das Christsein sprechen möchte, wird schnell merken, dass die religiöse Sprache zwar ihre eigene Chance hat, aber letztlich nicht verstanden wird. Oftmals ist es sogar noch drastischer, dass diese Sprache mögliche Zugänge von vornherein verhindert. Das Interessante ist, dass die Jesuserzählungen hier eine Brücke schlagen können. Vor Augen will ich Ihnen das an der Äußerung einer Erzieherin, die in der DDR ihren Beruf erlernt hatte und nach einem Trägerwechsel nun vor der Herausforderung eines religionspädagogischen Angebots stand. Sie sagte frei heraus: „Mit Gott kann ich bis heute nichts anfangen. Das ist mir irgendwie nichts. Da finde ich keinen Zugang.“ Einen Weg fand sie über Jesusgeschichten, die erzählen, wie Menschen aufbrechen, wie sich ihnen neue Perspektiven erschließen und was sich dabei in ihrem Leben ändert. Ihre Folgerung hieß: „Verdammt noch mal, von diesem Jesus weiß ich ja gar nichts. Da will ich mehr darüber erfahren.“ Hier wird eine Perspektive eröffnet, die für kirchliches Handeln heute von grundlegender Bedeutung ist.

---

Michael Domsgen, Henning Schluß, Matthias Spenn (Hg.), Was gehen uns „die anderen“ an? Schule und Religion in der Säkularität, Göttingen 2012, 27-47, 46.

<sup>21</sup> A.a.O., 29.

<sup>22</sup> Für den schulischen Religionsunterricht versucht das z.B. Gundula Rosenow, Individuelles Symbolisieren. Zugänge zu Religion im Kontext von Konfessionslosigkeit, Leipzig 2016.

<sup>23</sup> Sehr interessant sind hier die Ergebnisse einer kleinen empirischen Untersuchung im Religionsunterricht von Kreuzestoddeutungen Jugendlicher aus Sachsen-Anhalt. Vgl. Annchristin Schubert, Für uns gestorben – und nicht mehr von Belang? Kreuzestoddeutungen Jugendlicher aus Sachsen-Anhalt im Spiegel von neutestamentlichen Interpretationen, in: Michael Domsgen, Frank M. Lütze (Hg.), Religionserschließung im säkularen Kontext. Fragen, Impulse, Perspektiven, Leipzig 2013, 61-77.

<sup>24</sup> Barth, Konfessionslos, 173.

*4. Christsein heißt, sich vom Leben, Wirken und Geschick Jesu berühren und davon in seinem Lebensentwurf bestimmen zu lassen. Diese vom Evangelium angestoßene Bewegung ist nicht abschließbar und lässt sich nicht auf einen abgegrenzten Bereich des menschlichen Daseins beschränken. Die Kirche hat dafür Impulse zu geben und das unterstützend zu begleiten. Dazu braucht sie ein dynamisches Selbstverständnis: „Wir sind's noch nicht, wir werden's aber.“ (Luther)*

Christsein heißt, sich vom Leben, Wirken und Geschick des Jesus von Nazareth inspirieren, berühren und mitziehen zu lassen.<sup>25</sup> So könnte man es auf den Punkt bringen. Damit angestoßen werden Kommunikationsprozesse, die nie abgeschlossen sind und es auch nicht sein können. Zudem lassen sie sich nicht auf reine Innerlichkeit beschränken, sondern beziehen sich auf das Leben insgesamt. Inhaltlich geht es um „die liebende und wirksame Gegenwart Gottes“<sup>26</sup>. In den Evangelien wird überliefert, dass sie in verschiedenen Modi plausibel gemacht wird. Mit Christian Grethlein lassen sie sich als Lehren und Lernen (vor allem im Erzählen von Gleichnissen und Parabeln), als gemeinschaftliches Feiern (in Form von Mahlgemeinschaften) und als Helfen zum Leben (Wunderheilungen als Befreiungsgeschehen auf die Gottesherrschaft hin) bezeichnen.<sup>27</sup> Entscheidend dabei ist, dass diese drei Modi zwar unterschieden, aber nicht getrennt werden dürfen, und dass es sich hierbei nicht um exklusiv christliche Kommunikationsmodi handelt. Vielmehr sind es ohnehin weithin vorhandene Kommunikationen, die nun in einer bestimmten Weise profiliert werden. Menschen lernen, feiern und helfen auch sonst. Hier aber wird es speziell profiliert. Und diese Profilierung bei der Kommunikation des Evangeliums ergibt sich aus dem „Kontakt zu Gott“<sup>28</sup>, der unterschiedlich hergestellt wird. Beim Lehren und Lernen steht die „Kommunikation über Gott im Mittelpunkt“, beim „gemeinschaftlichen Feiern die Kommunikation mit Gott“ und „beim Helfen zum Leben die von Gott kommende Kraft“.<sup>29</sup>

Von Bedeutung ist zudem, dass die Kommunikation des Evangeliums letztlich unverfügbar ist oder anders ausgedrückt, dass sie ergebnisoffen geführt wird. Dabei scheint gerade die Ergebnisoffenheit eine Voraussetzung dafür zu bilden, dass sich bei den Kommunizierenden neue Einstellen einstellen können. Bei allem verständlichen und z.T. auch berechtigten Bedürfnis Menschen für die Kommunikation des Evangeliums zu begeistern, gilt doch ein Überwältigungsverbot.<sup>30</sup> Anders ausgedrückt: Die Möglichkeit zur Ablehnung gehört konstitutiv zur Kommunikation des Evangeliums. Zugleich ist das Evangelium von Anfang an „nicht auf eine einzige Form fixiert“, sondern gewinnt in unterschiedlicher Weise Gestalt. „Nicht zuletzt die Tatsache der vier Evangelienbücher, die durchaus differieren, drückt offenkundige Pluriformität aus.“<sup>31</sup> Das hängt damit zusammen, dass der „Vorgang der Kommunikation konstitutiv in Wechselwirkung“ steht „mit dem

---

<sup>25</sup> Ich nehme hier eine Formulierung Christian Grethleins auf, der Kirche als „die Gemeinschaft der durch das Auftreten, Wirken und Geschick Jesu von Nazaret Berührten“ versteht. Ders., Kirchentheorie, Leipzig (im Druck), 6.

<sup>26</sup> Christian Grethlein, Praktische Theologie, Berlin, Boston 2016, 165 unter Aufnahme einer Formulierung von Ingolf Dalferth, Theologie und Gottes Gegenwart, in: Ders., Gedeutete Gegenwart. Zur Wahrnehmung Gottes in den Erfahrungen der Zeit, Tübingen 1997, 269-285, 273: „Gott ist gegenwärtig und in seiner Liebe hier und jetzt wirksam“ (im Original teilweise kursiv).

<sup>27</sup> Vgl. Grethlein, Praktische Theologie, 166-169.

<sup>28</sup> A.a.O., 508.

<sup>29</sup> Ebd.

<sup>30</sup> Hilfreich dafür ist der in den 1970er Jahren im Feld politischer Bildung formulierte Beutelsbacher Konsens: „Es ist nicht erlaubt, den Schüler - mit welchen Mitteln auch immer - im Sinne erwünschter Meinungen zu überrumpeln und damit an der ‚Gewinnung eines selbständigen Urteils‘ zu hindern. Hier genau verläuft nämlich die Grenze zwischen Politischer Bildung und Indoktrination.“ Der Wortlaut findet sich unter: <http://www.bpb.de/die-bpb/51310/beutelsbacher-konsens> (zuletzt abgerufen am 16.11.17)

<sup>31</sup> Grethlein, Kirchentheorie.

Gehalt des Evangeliums“ oder anders ausgedrückt, dass sich Evangelium „(für diejenigen, die an der Kommunikation teilhaben) erst im Vollzug“<sup>32</sup> konstituiert. Wenn man sich das vor Augen hält, wird schnell deutlich, dass eher statische Bilder von Kirche dem nicht gerecht werden. „Auch die aus der Bibel kommenden Symbole müssen dynamisiert werden“, fordert Hans-Martin Barth zurecht: „auf Fels gegründet, aber im Bau! Gottes Volk ja, aber wandernd! Hirt und Herde ja, aber unterwegs von Weide zu Weide – und vielleicht auch durch dieses Tal! Weinstock und Reben ja, aber ein Gewirr von wachsenden, gründenden, reifenden, Frucht tragenden Reben, die durchaus der Reinigung bedürfen.“<sup>33</sup>

*5. Kirche darf sich nicht selbst zum Hauptthema werden. Ihre Bedeutung geht ganz in ihrer Funktion auf, die darauf ausgerichtet ist, die Einzelnen in ihrer Lebensführung und -deutung unter Inanspruchnahme des Christlichen zu unterstützen. Das erfordert eine selbstlos agierende Kirche, die sich konstitutiv der Unverfügbarkeit aussetzt und bereit ist, ihr Handeln an der Relevanz für die anderen auszurichten.*

Die bisher entfaltete Linie lässt sich an Überlegungen anschließen, die bereits den Kirchen in der DDR vor Augen standen, aber in den letzten beiden Jahrzehnten in den Hintergrund getreten sind. Ohne hier Früheres verklären zu wollen, ist eine Erinnerung daran hilfreich, weil hier zumindest wichtige Fragen gestellt wurden. So zum Beispiel von Heino Falke vor 45 Jahren auf der Synode des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR 1972 in Dresden: „Sind wir nicht befangen in einer falschen Sorge um unsere Identität als Christen und Kirche“<sup>34</sup>? In geradezu erschreckend aktueller Weise fährt Falcke fort: „Meinen wir, bestimmte Sprachformen, Institutionen und Verhaltensmuster garantierten unsere Freiheit, so verfallen wir der Angst um unsere Freiheit und Identität. Dann wird die Kirche sich selbst zum Hauptthema, und diese Introvertiertheit ist allemal ihre ‚babylonische Gefangenschaft‘.“<sup>35</sup> Eine introvertierte Kirche ist eine um sich selbst kreisende, eine, die nicht primär von ihrer Funktion oder biblisch gesprochen von ihrem Auftrag her denkt, sondern von der Erhaltung ihrer selbst. Dahinter steht die Paradoxie vom Verlieren und Finden.<sup>36</sup> Kirche ist dann ganz bei sich selbst, wenn sie sich selbst ganz zuletzt im Blick hat. Daraus resultiert eine Unverkrampttheit und Offenheit, sich den Einzelnen und der Gesellschaft insgesamt zuzuwenden. „Im Zusammenspiel der gesellschaftlichen Kräfte können Christen als Minderheit weder Spielführer sein noch die Spielregeln bestimmen, wir sind Mitspieler unter anderen. Christlicher Dienst wird verwechselbar, und seine Intentionen kommen oft nur gebrochen zum Zuge.“<sup>37</sup> Das aber ist kein Schade. Schon bei Jesus selbst sind Überschneidungen zu beobachten, wenn er beispielsweise als „Fresser und Weinsäufer“ (Mt 11,19) bezeichnet wird. Eine Theorie der Kirche kann nicht von der verfassten Kirche her auf die Einzelnen hin entworfen werden, sondern von den Einzelnen und ihren Familien her auf das kirchliche Handeln hin.<sup>38</sup> Christian Grethlein spricht von der Assistenzfunktion und

---

<sup>32</sup> Bernd Schröder, Michael Domsgen, Vorwort, in: Domsgen, Schröder, Kommunikation des Evangeliums, 7-11, 9. Im Original teilweise kursiv.

<sup>33</sup> Barth, Konfessionslos, 191.

<sup>34</sup> Heino Falke, Christus befreit – darum Kirche für andere, in: Christoph Demke, Manfred Falkenau, Helmut Zeddies (Hg.), Zwischen Anpassung und Verweigerung. Dokumente aus der Arbeit des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR, Leipzig 1994, 14-33, 22.

<sup>35</sup> A.a.O., 23.

<sup>36</sup> Vgl. Mt 16, 25: Wer sein Leben erhalten will, der wird's verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden.“

<sup>37</sup> Falcke, a.a.O., 22f.

<sup>38</sup> Ich lehne mich hier an eine Formulierung Bernd Schröders an, die er mit Blick auf die Praktische Theologie insgesamt gebraucht hat. Vgl. Ders., Das Priestertum aller Getauften und die Assistenz der Kirche. Überlegungen zur Neuformatierung der Praktischen Theologie im Anschluss an Christian Grethleins Praktische Theologie, in: Michael Domsgen, Bernd Schröder (Hg.), Kommunikation des Evangeliums. Leitbegriff der Praktischen Theologie, Leipzig 2014, 141-160, 151.

meint damit die Unterstützung der Kommunikation des Evangeliums in anderen Sozialformen. Kirchen versteht er in Anlehnung von Armin Nassehi als „Zonen dichter gekoppelter Kommunikation“<sup>39</sup>. Sie geben im Rückgriff auf die biblische Überlieferung und christlicher Tradition Impulse im System religiöser Kommunikationen bzw. unterstützen diese in spezifischer Weise.<sup>40</sup> Bernd Schröder hat diesen Gedanken aufgenommen und personenbezogen, also mit Blick auf die handelnden Personen weitergedacht. Dazu greift er das Konzept vom Priestertum der Getauften auf und rückt damit zwei Aspekte in den Blick: Einerseits den Getauften bzw. den die Taufe Begehrenden und andererseits die Kirche mit dem, was sie zu seiner Förderung tun kann. „Dreh- und Angelpunkt“ dabei wäre die „Lebensführung und -deutung Einzelner ‚unter Inanspruchnahme des Christlichen‘“<sup>41</sup>. Zielpunkt wäre die „Subjektwerdung der Getauften in ihrem Verhältnis zu Gott, zu Anderen und sich selbst.“<sup>42</sup> Die Assistenz von Kirche zielt „damit auf etwas, was Individuen *möglicherweise* auch auf anderem Wege erreichen können“<sup>43</sup>. Eine solche Zielsetzung erfordert eine selbstlos agierende Kirche, die sich geradezu verschwenderisch gibt, Ergebnisoffenheit aushält und bereit ist, sich dem Situativen und damit eben auch der Unverfügbarkeit konstitutiv auszusetzen. Damit wäre Kirche allerdings ganz bei ihrer Sache, denn Evangelium vollzieht sich als ein möglichst symmetrischer Kommunikationsvorgang, nicht als einseitig vorgetragene Lehre und nimmt die jeweiligen Herausforderungen auf. Die jeweilige Situation des Kommunikationspartners prägt das Profil von Evangelium als kommunikativen Prozess. Ein Schlüssel für kirchliches Handeln liegt darin, lebensweltliche Vollzüge erhellen zu können. Relevanz wird zur Schlüsselkategorie.<sup>44</sup> Diese ergibt sich nicht per se aus bestimmten Prägungen und Haltungen, wenngleich sie in eröffnender Weise vorstrukturierend sein können. Relevant ist, „was beim Individuum Aufmerksamkeit erhält“<sup>45</sup>. Nach diesen Aufmerksamkeiten wäre verstärkt zu suchen. Dabei geht es immer auch um Irritierendes, nie nur um Anpassung an Bestehendes. Wichtig ist, dass es heilsam irritiert, dass es sich also um Differenzen handelt, die bei aller Andersartigkeit nicht also völlig abwegig betrachtet werden. Was sich konkret bedeuten kann, lässt sich mit Blick auf die sog. Lebenswende feiern (so der vorwiegende Sprachgebrauch im katholischen Raum) bzw. Segensfeiern (so die jetzt vor allem im Zusammenhang mit evangelischen Schulen gängige Bezeichnung) beispielhaft erkennen.<sup>46</sup> Das Besondere daran ist, dass hier ein Angebot speziell für konfessionslose Jugendliche und ihre Familien entworfen wurde. Biografisch gesehen ist das gemeinsame Feiern im Horizont des Segens Gottes

---

<sup>39</sup> Grethlein hier vom Eintragen der „skriptural tradierte(n) sekundäre(n) Religionserfahrung in die Kommunikation des Evangeliums“. Ders., *Praktische Theologie*, 339. Armin Nassehi schreibt: „Zwar fällt religiöses Handeln nicht mit kirchlichem handeln zusammen, aber es sind letztlich jene kirchlichen ‚Zonen dichter gekoppelter Kommunikation‘, die überhaupt dafür sorgen, dass religiöse Inhalte, Traditionen und Sinngehalte in einer systematischen, wiederholbaren, ritualisierbaren, auch domestizierbaren Form möglich sind.“ Ders., *Die Organisation des Unorganisierbaren. Warum sich Kirche so leicht, religiöse Praxis aber so schwer verändern lässt*, in: Isolde Karle (Hg.), *Kirchenreform. Interdisziplinäre Perspektiven*, Leipzig 2009, 199-218, 205 (hier zitiert nach Grethlein, a.a.O., 339).  
<sup>40</sup> Ebd.

<sup>41</sup> Vgl. Schröder, *Das Priestertum*, 149 (Schröder zitiert hier Albrecht Beutel, *Protestantische Konkretionen*, Tübingen 1998 5f.).

<sup>42</sup> A.a.O., 159.

<sup>43</sup> Ebd.

<sup>44</sup> Vgl. Michael Domsgen, *Kommunikation des Evangeliums - Perspektiven der Lebensbegleitung*, in: Domsgen, Schröder, *Kommunikation des Evangeliums*, 75-85, 79f.

<sup>45</sup> Eberhard Hauschild, Uta Pohl-Patalong, *Kirche*, Gütersloh 2013, 110.

<sup>46</sup> Vgl. Emilia Handke, *Religiöse Jugendfeiern „zwischen Kirche und anderer Welt“*. Eine historische, systematische und empirische Studie über kirchlich (mit)verantwortete Alternativen zur Jugendweihe, Leipzig 2016; Michael Domsgen, Emilia Handke (Hg.), *Lebensübergänge begleiten. Was sich von Religiösen Jugendfeiern lernen lässt*, Leipzig 2016; Emilia Handke, *Kasualien für Konfessionslose? Einige Überlegungen zu einer herausfordernden Entwicklung*, in: Thomas Klie, Folkert Fendler, Hilmar Gattwinkel, *On Demand. Kasualkultur der Gegenwart*, Leipzig 2017, 152-167.

durchaus verstörend für die Jugendlichen und ihre Familien, erschien ihnen die Explizierung des Glaubens bisher fremd und bedeutungslos. Indem sich Kirche jedoch auf die für sie wichtige Dimension der Familienfeiern anlässlich des Übergangs in das Jugendalter einließ, trat Kirche und ihre Sache in den Horizont des Möglichen. Entscheidend aus der Sicht der Rezipienten ist, dass man sich den Segen gefallen lassen kann, „ohne sich aktiv zu einer Glaubensüberzeugung bekennen zu müssen“<sup>47</sup>. Diese Offenheit bildet geradezu die Voraussetzung dafür, dass die Jugendlichen und ihre Familien sich auf das kirchliche Angebot der Segensfeiern einlassen können. Je nachdem welche Prägung sie mitbringen, werden die dabei gesammelten Erfahrungen vor dem Hintergrund des Konfirmations- oder Jugendweiheparadigmas interpretiert. Immer jedoch lässt sich ein Voranschreiten beobachten, ein Annähern an eine ihnen bisher weitgehend verborgen gebliebene Dimension der Lebensgestaltung und -deutung.

*6. Die gegenwärtige Gestalt von Kirche vereinigt in sich unterschiedliche Idealbilder und Sozialformen, die in kirchentheoretischer Perspektive mit der Denkfigur „Kirche als Hybrid“ erfasst werden können. Kirche wird dabei als Institution, Organisation und Bewegung in den Blick genommen. Auch für die EKM ist das erhellend:*

*6.1 Die Institution ist in den Jahren stark geblieben, allerdings korrespondiert dem nur teilweise ein entsprechendes Mitgliedschaftsverhalten. Die institutionell gegebenen Mitwirkungsmöglichkeiten sollten nicht leichtfertig aufgegeben werden, so sie sich als hilfreich für Menschen erweisen.*

*6.2 Kirche als Organisation steht vor der doppelten Herausforderung, den eigenen Mitgliedern gerecht zu werden und sich den Konfessionslosen zuzuwenden. Ersteres gelingt vor Ort oft gut. Für Letzteres gibt es kaum eigene Strukturen. Insgesamt gesehen sind allerdings die Steuerungsmöglichkeiten sehr begrenzt.*

*6.3 Gegenwärtig konzentriert sich die EKM auf parochial ausgerichtete Gemeinschaftsformen und nimmt die familialen und medialen Sozialformen viel zu wenig in den Blick.*

Die EKM ist eine durchaus starke Institution, hat aber eine Mitgliedschaft, die die dafür notwendigen Voraussetzungen einer „automatischen kirchlichen Sozialisation“<sup>48</sup> nur noch teilweise mitträgt. Das ist auch deswegen problematisch, weil Institutionen von der Selbstverständlichkeit ihrer Inanspruchnahme leben.

---

<sup>47</sup> Ulrike Wagner-Rau, Kasualien und Öffentlichkeit. Begegnungen und Vernetzungen im Zwischenraum, in: PTh 104 (2015), 77-90, 90.

<sup>48</sup> Hausschild, Pohl-Patalong, Kirche, 216. Vor Augen führen kann man sich das an den Zahlen zu Taufe und Konfirmation. So sind von den 1993-1996 geborenen Kindern mit mindestens einem evangelischen Elternteil lediglich 46% getauft und konfirmiert worden. 40,5% (Jahrgang 1993) bis 42% (Jahrgang 1996) der Kinder sind zwar getauft, aber nicht mehr konfirmiert worden. 13,5% (Jahrgang 1993) bis 15,5% (Jahrgang 1996) sind gar nicht erst getauft worden. 7. Tagung der I. Landessynode der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland vom 16. bis 19. November 2011 in Erfurt, DS 7.1/1, Mittelfristige Finanzentwicklung und Haushaltsplan 2012 der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland – FINANZBERICHT, masch. 33 S., 13. Sichtbar wird das auch an der kontinuierlich sinkenden Zahl der Kirchenmitglieder, die in den letzten 15 Jahren ungefähr zum ein Drittel abgenommen hat. 2001 gab es auf dem Gebiet der EKM 1.054.571 Kirchenmitglieder. 2015 waren es nur noch 747.110. Vgl. Landeskirchenamt der EKM, Kirchliches Leben in Zahlen. Statistische Übersichten, 2015, Erfurt o.J., 26, unter: [https://www.ekmd.de/attachment/aa234c91bdabf36adbf227d333e5305b/3779fc5b520541548cd16997cfb9c6fe/heft\\_klz\\_2015\\_mu.pdf](https://www.ekmd.de/attachment/aa234c91bdabf36adbf227d333e5305b/3779fc5b520541548cd16997cfb9c6fe/heft_klz_2015_mu.pdf) (zuletzt abgerufen am 15.11.17). Zudem liegt die Zahl der Taufen und Kircheneintritt weit unter derjenigen der Todesfälle und Kirchenaustritte. Im Jahr 2015 beispielsweise betrug der Negativsaldo in der EKM 10.728. Das entspricht ca. 1,5% der gesamten Kirchenmitglieder.

Elemente des „Vorgegebenen“ und des „Dauerhaften“<sup>49</sup> sind für sie konstitutiv. Zugespielt ließe sich sagen: Wir haben es also mit einer Mitgliederklientel zu tun, die dem institutionell korrespondierten Profil einer auf Kontinuität und Dauerhaftigkeit angelegten Form der Kirchlichkeit viel abgewinnen, aber zugleich den Bestand ihrer Institution nicht sichern kann.<sup>50</sup> Das führt in ein gewisses Dilemma. Man muss etwas tun, kann also nicht nur das Gewohnte fortsetzen, steht aber mit jeder Änderung zugleich in der Gefahr, die eigene Klientel zu irritieren oder gar zu verärgern. Hier liegt eine Seite der Herausforderung. Die andere zeigt sich in Feldern gesellschaftlicher Mitverantwortung, die den Kirchen vom Staat durch ihren Institutionenstatus eingeräumt werden, also beispielsweise im pädagogischen und diakonischen Bereich. Hier können fachliche und religiöse Logiken schnell in eine Konkurrenz zueinander geraten. Die Institution übernimmt Aufgaben, hat aber nicht genügend Mitarbeiter, die von vornherein der von ihr vertretenen Logik folgen. Bei evangelischen Schulen und Kindergärten oder im diakonischen Bereich wird das momentan besonders deutlich. Mit Hilfe einer der eigenen Institutionenlogik entsprechenden Regelung zur Kirchenmitgliedschaft versucht man nun, ein christliches Profil zu etablieren bzw. durchzusetzen. Nicht selten kommt es dazu, dass sich Konfessionslose auf solche Stellen bewerben und dann der Kirchenmitgliedschaftsfrage mit einer Haltung nachkommen, mit der man bereits den Vorgaben des SED-Staates gefolgt war. Man tritt in die Kirche ein, benimmt sich während der Arbeit entsprechend den Vorgaben und lässt sich ansonsten innerlich davon nicht berühren. Die Institution Kirche tritt hier als Machtinstanz auf. Man beugt sich ihr, aber bewahrt die inneren Freiräume. Dass damit die Taufe in ihrer eigentlichen Intention ad absurdum geführt und eine Distanz zwischen der Kirche und ihrer Botschaft offenkundig wird, ist das eigentlich Tragische daran. Allerdings gibt es auch positive Erfahrungen mit Kirche als Institution. Der schulische Religionsunterricht beispielsweise erfährt, so er denn eingerichtet und personell wie sachlich ordentlich ausgestattet ist, eine insgesamt gesehen hohe Akzeptanz, die weit über die Klientel der getauften Schülerinnen und Schüler hinausgeht.<sup>51</sup> Die Sonderpfarrstellen im Bereich der Krankenhaus-, Gefangenen- oder Polizeiseelsorge leisten eine wichtige Arbeit, die auch den kirchlichen Bereich hinaus sehr geschätzt wird.<sup>52</sup> Diese kirchlichen Mitwirkungsmöglichkeiten dürfen nicht leichtfertig

---

<sup>49</sup> Holger Ludwig, Von der Institution zur Organisation. Eine grundbegriffliche Untersuchung zur Beschreibung der Sozialgestalt der Kirche in der neueren evangelischen Ekklesiologie, Leipzig 2010, 13.

<sup>50</sup> Der Befund ist hier ambivalent: Positiv aus kirchlicher Sicht ist hinsichtlich „der Verbundenheitsseite eine gewisse Stabilisierung über die Generationen“ (Bedford-Strohm u.a., Vernetzte Vielfalt, 147) hinweg, d.h. die Verbundenheit der jüngeren Kirchenmitglieder ist etwas höher als die ihrer westdeutschen Altersgenossen. Der Religionssoziologe Gert Pickel spricht hier von einer „dichteren Sozialisationseinbettung“ (ebd.) Allerdings führt sie nicht automatisch zu der institutionell gesehen so wichtigen Weitergabe der Kirchenmitgliedschaft.

<sup>51</sup> Für Sachsen-Anhalt beispielsweise ist von mehr als 50% der Schülerschaft auszugehen, die nicht religiös sozialisiert wurde. Vgl. Michael Domsgen, Frank M. Lütze, Schülerperspektiven zum Religionsunterricht. Eine empirische Untersuchung in Sachsen-Anhalt, Leipzig 2010, 71. Nicht selten handelt es sich hier um eine Erstbegegnung mit Religion, Glaube und Kirche, wobei der Religionsunterricht aus Schülersicht erfreulich positiv eingeschätzt wird. Die übergroße Mehrheit (84,8%) besucht ihn gern. Allerdings scheinen nicht alle gleichermaßen davon zu profitieren. Den religiös distanzierten Schülern scheint es schwerer zu fallen, dem Religionsunterricht etwas für ihre eigene Lebensführung Relevantes zu entnehmen (vgl. a.a.O., 126.). Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer religionsdidaktischen Neujustierung, die durchaus auch die institutionelle Frage berührt.

<sup>52</sup> In der Institutionenlogik ist auch eine Entwicklung zu erwähnen, die in den Kirchbauvereinen ein Gesicht bekommt. Auf dem Gebiet der mitteldeutschen Kirche finden sich ca. 4000 Kirchengebäude, die baulich bisweilen in einem schlechten Zustand sind. Hier kommt es nun ganz in der Logik der Institution mit den Elementen des Vorgegebenen und der Dauerhaftigkeit zu Initiativen von Kirchenmitgliedern und Konfessionslosen, die sich in Kirchbauvereinen zusammenschließen, um die Kirche im Dorf lassen zu können. Interessant ist dabei, dass der Entschluss zu solchen Initiativen ohne kirchlichen Druck zustande kommt.

aufgegeben werden. Allerdings ist hier immer wieder danach zu fragen, ob die den Kirchen in der Institutionenlogik gegebenen Mitwirkungsmöglichkeiten gesellschaftlich plausibel erscheinen. Sonst beschern sie der Kirche ein zusätzliches „Glaubwürdigkeitsproblem“<sup>53</sup>. Auf alle Fälle jedoch bleibt die Diskrepanz zwischen der Logik des Institutionenstatus und einer Mitgliedschaft, die in ihrem Mitgliedschaftsverhalten diese Logik nicht mehr uneingeschränkt stützt. Dazu kommt eine Bevölkerungsmehrheit, denen die Institutionenlogik in vielen Bereichen absurd erscheint. Notwendig ist also eine Neujustierung. Damit rückt eine weitere Perspektive in den Blick, die Organisationslogik.<sup>54</sup>

Die EKM als Organisation steht vor einer doppelten Herausforderung. Einerseits muss sie versuchen, den Bedürfnissen ihrer Mitglieder gerecht zu werden. Andererseits jedoch reicht dies bei weitem nicht mehr aus. Vielmehr müssten neue Mitglieder gewonnen werden. Hier aber jedoch ergibt sich ein Dilemma. Es hängt zum einen mit den begrenzten personellen Möglichkeiten sowie mit dem Rückgang der flächendeckenden Präsenz zusammen, liegt aber zum großen Teil daran, dass werbendes Handeln unter Konfessionslosen jenseits von Postulaten kaum stattfindet.<sup>55</sup> Das ist die strukturelle Seite des Problems. Dazu kommt eine konzeptionelle, die im Mitgliedschaftsrecht gipfelt. Es kennt nur eine binäre Codierung (getauft [und nicht] ausgetreten) = Mitglied) und suggeriert eine Eindeutigkeit, die der Glaubensentwicklung von Menschen nicht gerecht wird. Solange das gilt, steht das werbende Handeln der Kirche unter dem Verdacht, Mitglieder rekrutieren und nicht Menschen begleiten zu wollen. Notwendig wäre eine Verständigung darüber, was Menschen für verschiedene Partizipationsgrade einzubringen haben. Also, beispielsweise eine Verständigung und transparente Kommunikation darüber, was ein Lehrer an einer evangelischen Schule an Voraussetzungen mitzubringen hat, wenn er nicht getauft ist (und im übrigen auch, wenn er getauft ist). Das gilt auch für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im

---

<sup>53</sup> Wolf Krötke, „Es lässt sich nicht scherzen mit der Reformation“. Impulse Karl Barths für die Reformation der Kirche heute, Vortrag bei der Karl Barth-Tagung auf dem Leuenberg am 22. Juli 2015, Manuskript 22 S., 15. Monika Wohlrab-Sahr spricht hier von den „*Dilemmata der Institutionalisierung*“, die in Ostdeutschland wohl stärker durchschlagen als es momentan in Westdeutschland der Fall ist. *Die Kultur der Konfessionslosigkeit verstärkt deren problematische Seiten und lässt die Institutionenlogik in vielen Bereichen absurd erscheinen*. Monika Wohlrab-Sahr, Kirche als Organisation, in: Christian Albrecht (Hg.), Kirche, Tübingen 2011, 171-195, 177.

<sup>54</sup> Kirche ist nicht nur das auf uns Überkommene, sondern auch eine zu gestaltende Größe. Mit der Organisationsperspektive liegt der Fokus auf Zielen und Programmen, auf Strukturen sowie auf der „prinzipiell frei wählbar(en)“ (Holger Ludwig, Von der Institution zur Organisation. Eine grundbegriffliche Untersuchung zur Beschreibung der Sozialgestalt der Kirche in der neueren evangelischen Ekklesiologie, Leipzig 2010, 174) Mitgliedschaft. Zugehörigkeit und Teilhabe wird von „den Beteiligten wie von den Verantwortlichen als etwas angesehen, wofür oder wogegen sich Menschen bewusst entscheiden“. Kristian Fechtner, Späte Zeit der Volkskirche, in: Christian Albrecht (Hg.), Kirche, Tübingen 2011, 197-218, 207.

<sup>55</sup> Auf alle Fälle haben die Kirchen in der Präsenz vor Ort große Schwierigkeiten, Kontakte zu Konfessionslosen zu knüpfen. Dies hängt auch damit zusammen, dass Kirche hier vor allem in kultischen und gemeindepädagogischen Vollzügen engagiert ist, also in Bereichen, die für Konfessionslose nur bedingt anschlussfähig sind. Dass im gemeinsamen Tun eine darüber hinausweisende Perspektive liegt, lässt sich mit Blick auf die Kirchbauvereine vor Augen führen. Im diakonischen Bereich gäbe es sicher einiges Potenzial, doch wird Diakonie als Feld der tätigen Nächstenliebe oft separat agierend wahrgenommen und nicht mit Kirche an sich in Verbindung gebracht oder nur in problematischen Fällen, wenn es beispielsweise um die Verpflichtung zur Kirchenmitgliedschaft der dort Arbeitenden geht. Dass im gemeinsamen Handeln neue Begegnungen möglich wären, hat Eberhard Buck beispielhaft an den Tagen der ethischen Orientierung (TEO) deutlich gemacht. „Der Außenstehende und systemisch ‚Störende‘ wird im Handlungsprozess zum Partner.“ (Eberhard Buch, Volkskirche aus ostdeutscher Sicht. Anmerkungen aus der Praxis, in: Bernd-Michael Haese, Uta Pohl-Patalong (Hg.), Volkskirche weiterdenken. Zukunftsperspektiven der Kirche in einer religiös pluralen Gesellschaft, Stuttgart 2010, 133-146, 143). Dies wiederum eröffnet neue Perspektiven und hilft, Berührungspunkte abzubauen. Die Organisation Kirche kann so als hilfreich wahrgenommen werden.

diakonischen Bereich oder für Menschen, die zeitweise den Kontakt zu einer Gemeinde suchen.

Momentan verbraucht die Organisation Kirche viel Energie, um sich vor allem aus finanziellen Erwägungen heraus, ihrer Struktur zu vergewissern. Dass Neuerungen aufgrund der skizzierten Problemlagen anstehen, steht allen vor Augen. Dass eine einfache parochiale Reduktion nicht unendlich ausdehnbar ist, hat Ilse Junkermann 2012 durch die Formel „vom Rückbau zum Umbau“<sup>56</sup> deutlich zu machen versucht. Allerdings sind in dieser Hinsicht keine klaren Zielvorstellungen im Blick. Dahinter steht auch die Einsicht in sehr begrenzte Steuerungsmöglichkeiten. Strukturell hat sich das in einer Übertragung zentraler finanzieller und personeller Steuerungsinstrumente auf die Ebene der Kirchenkreise niedergeschlagen. Allerdings lösen sie viele der gegebenen Problemlagen nicht. Inzwischen hat die EKM die Initiative zu den sog. Erprobungsräumen<sup>57</sup> ins Leben gerufen. Sie können als der Versuch gesehen werden, jenseits von Strukturveränderungen steuernd einzugreifen und auf diese Weise Neuerungen im kirchlichen Feld anzustoßen. Die Sache an sich, die zum Überlegen, Testen, Experimentieren und Lernen ermutigen will<sup>58</sup>, ist vom Grundsatz her zu begrüßen. Inhaltlich wäre zu fragen, ob nicht die ausdrückliche Abgrenzung von der „volkskirchlichen Logik“<sup>59</sup> eine neue mehr oder weniger latent eingetragene Norm hervorruft, die gerade der angestrebten Kontextualisierung entgegensteht. So ist einerseits lange nicht ausgemacht, dass nicht auch innerhalb „volkskirchlicher“, d.h. institutionell bestimmter Handlungslogiken Neues aufbricht. Der Religionsunterricht beispielsweise bietet hier einiges Potenzial. Andererseits scheint die Konzentration auf eine „neue Gemeinschaft“<sup>60</sup> durchaus in der Linie einer vereinskirchlichen Logik zu stehen, wie sie Emil Sulze in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts prominent eingetragenen hat. Die tastenden Annäherungsbewegungen vieler nicht religiös Sozialisierter kommen damit nur eingeschränkt in den Blick.

Gleichwohl wird mit der Vergemeinschaftung eine unverzichtbare Dimension von Kirche benannt.<sup>61</sup> Die Bedeutung von Gruppen nimmt gegenwärtig nicht ab, sondern zu. Darin spiegelt sich das Bedürfnis nach Gemeinschaft. Dies allerdings realisiert sich ganz unterschiedlich. Zuerst ist hier die Familie zu nennen, deren Stellenwert über die Generationen hinweg durchweg sehr hoch eingeschätzt wird. Wie stark Kirchenmitgliedschaft durch die Herkunftsfamilie geprägt und kirchliche Religiosität überhaupt familial bestimmt wird, lässt sich nicht zuletzt anhand der EKD-Mitgliedschaftsumfragen eindrücklich belegen.<sup>62</sup> In Ostdeutschland zeigt sich dieser Zusammenhang in besonderer Intensität.

---

<sup>56</sup> Ilse Junkermann, "Ihr alle seid durch die Taufe berufen ...!" Bericht vor der Landessynode Frühjahr 2012, 9. Tagung der I. Landessynode der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland vom 19. bis 21. April 2012 in Kloster Drübeck, masch. 46 S., 27.

<sup>57</sup> <http://www.erprobungsraeume-ekm.de> (zuletzt abgerufen am 17.6.17).

<sup>58</sup> So die Erläuterung des Terminus „Erproben“ in der Selbstvorstellung. Vgl.

<http://www.erprobungsraeume-ekm.de/faq/>. (zuletzt abgerufen am 17.6.17).

<sup>59</sup> So heißt es in den Kriterien zu einem Erprobungsraum unter Punkt 2: „Sie überschreiten die volkskirchliche Logik an mindestens einer der folgenden Stellen: Parochie, Hauptamt, Kirchengebäude.“ A.a.O.

<sup>60</sup> Ich greife hier eine Formulierung aus der Antwort auf die Frage auf, was kein Erprobungsraum sei. Dort heißt es: „So ist die Neustrukturierung der Arbeit (z.B. im Kirchenkreis) kein Erprobungsraum. Damit wird das bisherige neu geordnet, aber das „Normal-Paradigma“ nicht durchbrochen. Dadurch entsteht in der Regel auch keine neue Gemeinschaft, so gesehen sind Umstrukturierungen nicht missional.“ A.a.O.

<sup>61</sup> Mit den hier benannten Begrifflichkeiten werden „drei soziale Erscheinungsformen“ in den Blick genommen, die einerseits die „Überschaubarkeit und Interaktionsdichte der Sozialform“ betonen (Gruppe), andererseits die Pflege „einer bestimmten Art von Gemeinsamkeit“ (Hauschidt, Pohl-Patalong, Kirche, 138) (Gemeinschaft) fokussieren und schließlich die „Fluidität“ der Sozialform (Bewegung) betrachten.

<sup>62</sup> Vgl. Michael Domsgen, Kommentar: Die kirchliche Form der Kommunikation des Evangeliums als voraussetzungsreiche Kommunikationsform, in: Heinrich Bedford-Strohm, Volker Jung (Hg.),

Die Bedeutung der Beziehungen innerhalb der Familie für die Überlieferung des christlichen Glaubens wird zukünftig eher steigen als sinken. Bisher werden Familien allerdings eher als Zuarbeiter für Kirche verstanden und nicht als Orte der Kommunikation des Evangeliums. Kirche und Familie treten dann nicht selten in Konkurrenz zueinander, wobei die Intensität familialer Bindungen zu einer Distanzierung von Kirche führen kann. Das hat zur Folge, dass gegenwärtig vor allem diejenigen Familienkonstellationen den Kontakt zur Kirche suchen, die als traditionell bezeichnet werden können. Aus diesem Kreis heraus reproduziert sich dann auch mehrheitlich die Klientel der Gruppen und Kreise in den Kirchengemeinden. Besonders deutlich wird das bei den sonntäglichen Gottesdienstbesuchern. Bisher weitgehend ausgeblendet wird die durch soziale Medien ermöglichte Form der Vergemeinschaftung bzw. Gruppenbildung. Auch diese Sozialformen werden zu Kommunikationsräumen des Evangeliums.<sup>63</sup> Diese medialen Kommunikationsformen lassen sich durchaus als Umsetzung und Konkretion der weltweiten oder doch zumindest regionalen Ausrichtung von Gemeinde sehen. Gegenwärtig konzentrieren sich die ostdeutschen evangelischen Kirchen auf parochial ausgerichtete Gemeinschaftsformen und nehmen die familialen und medialen Sozialformen viel zu wenig in den Blick. Auf diese Weise kommt der Gruppen- und Gemeinschaftscharakter von Kirche zu einseitig zum Tragen.

*6½. Keiner weiß, wie die Kirche der Zukunft genau aussehen wird. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird Kirche dynamischer zu agieren haben, werden also die institutionellen Momente des Dauerhaften und Vorgegebenen weiterhin zurückgehen. Kirchliche Arbeit wird fluider und situativer werden. Der Gemeinschaftscharakter wird verstärkt eine Rolle spielen, wobei unterschiedliche Sozialformen wichtig werden. Dabei wird die Bedeutung der Ortsgemeinde vor allem für die Jugendlichen und jungen Erwachsenen weiterhin zurückgehen. Gesteuert werden wird all das nur in dem Sinne werden können, dass die Sensibilität für und das Vertrauen auf den Kairos gestärkt wird.*

Ilse Junkermann hat in ihrem Bischofsbericht vor der Landessynode 2016 in Erfurt unter Verweis auf Charles Taylor zu Recht problematisiert, dass auch die Kirchen von der Idee besessen sind, „man könnte durch richtige Planung und Steuerung im Prinzip alle Dinge vorhersehen und im eigenen Sinne Einfluss nehmen“<sup>64</sup>. Vieles ist eben nicht planbar, sondern zufällig und kontingent.<sup>65</sup> Taylor selbst geht an dieser Stelle noch ein Stück weiter. Für ihm liegt gerade im Verzicht auf die

---

Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung, Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2015, 171-175; Haltungen und Prägungen im Verhältnis zu Kirche und Religion. Zu Chancen und Grenzen hergebrachter Begrifflichkeiten und Kategorien vor dem Hintergrund der V. Kirchenmitgliedschaftsumfrage, in: EvTh 75 (2015), H. 3, 195-201.

<sup>63</sup> Beobachten kann man das beispielsweise auf der Seite [www.amen.de](http://www.amen.de). Hier erhalten Menschen die Möglichkeit, ihre Sorgen anderen anzuvertrauen, die für sie beten. Unter der Rubrik „Warum amen.de?“ heißt es: „Wir wollen, dass Menschen mit Sorgen merken: Ich bin Gott nicht egal. Amen.de ist ein Ort, an dem andere meine Sorgen vor Gott bringen und mir Mut zusprechen. Und wo ich Gott vielleicht zum ersten Mal in meinem Leben wirklich spüren kann.“ Die Möglichkeit zur Interaktion eröffnet dabei auch die Begegnung mit der Andersartigkeit des Evangeliums, das nicht lediglich affirmativ Lebensabläufe begleitet.

<sup>64</sup> 4. Tagung der II. Landessynode der Evangelischen Kirchen in Mitteldeutschland vom 16. Bis 19. November 2016 in Erfurt, Drucksachen-Nr. 2/1, unter: [http://www.ekmd.de/attachment/aa234c91bdabf36adbf227d333e5305b/323a58ba184f45f091f6773b6c8b1b53/ds\\_2-1\\_bericht\\_der\\_landesbischoefin-gesprochenes\\_wort.pdf](http://www.ekmd.de/attachment/aa234c91bdabf36adbf227d333e5305b/323a58ba184f45f091f6773b6c8b1b53/ds_2-1_bericht_der_landesbischoefin-gesprochenes_wort.pdf) (zuletzt abgerufen am 17.6.17), Seite 16.

<sup>65</sup> Vgl. a.a.O., 17.

Kontingenzbewältigung im Sinne einer Reduktion derselben auf ein Mindestmaß der Knackpunkt. „Der reine Zufall trägt auch dazu bei, die proportionale, also die angemessene Reaktion zu prägen.“<sup>66</sup> Was Taylor unter Bezug auf die Erzählung vom barmherzigen Samariter sagt, dass nämlich der Nächste derjenige ist, „dem ich zufällig begegne, über den ich stolpere und der verletzt hier vor mir auf der Straße liegt“<sup>67</sup>, kann auch für unser Nachdenken hier anregend sein. So wenig wie die Frage „Wer ist mein Nächster?“ grundsätzlich beantwortet werden kann, so wenig ist es auch diejenige nach der Gestalt der Kirche. Die ergibt sich nämlich aus den Voraussetzungen derer, die vom Leben und Geschick Jesu berührt werden<sup>68</sup> und so zu einer ihnen entsprechenden Form der Gemeinschaft kommen.

Dazu resultiert, dass Steuerungsprozesse viel stärker auf Sensibilisierungen ausgerichtet sein müssten, denn auf konkrete Handlungsorientierungen. Letztlich geht es – theologisch gesprochen – um die Aufmerksamkeit und die Bereitschaft für den Kairos und die damit angestoßenen Veränderungen. Damit einher müsste ein Perspektivenwechsel gehen: Weg von klaren Zielvorstellungen, auf die hinarbeiten wäre, hin zu einer Konzentration auf die zu gestaltenden Prozesse. Es geht um ein sich Berühren lassen von den Fragen, Nöten, Freuden und Herausforderungen der Menschen heute (ganz im Sinne des *splanchnizomai* Mt 9,36 „und als er das Volk sah, jammerte es ihn“). Davon wiederum wird das Profil der Kommunikation des Evangeliums und damit das Kirche-Sein bestimmt. Wenn etwas gesteuert werden kann und gesteuert werden sollte, dann der Blick auf die Freuden und Nöte der Menschen heute, um auf diese Weise etwas zu lernen.

*Prof. Dr. Michael Domsgen, Theologische Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, 06099 Halle/Saale, [michael.domsgen@theologie.uni-halle.de](mailto:michael.domsgen@theologie.uni-halle.de).*

---

<sup>66</sup> C. Taylor, Ein säkulares Zeitalter, 1228.

<sup>67</sup> Ebd.

<sup>68</sup> Ich nehme hier eine Formulierung Christian Grethleins auf, der Kirche als „die Gemeinschaft der durch das Auftreten, Wirken und Geschick Jesu von Nazaret Berührten“ versteht. Ders., Kirchentheorie, 6.